

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Waffen des Lichtes

**Faulhaber, Michael von
Freiburg im Breisgau, 1915**

5. Weltkrieg und Weltfriede

urn:nbn:de:bsz:31-34694

5. Weltkrieg und Weltfriede.

Eine Weihnachtsbetrachtung.

In allen Noten wird Weihnachten als Hochfest des Friedens gefeiert. Das Wunderkind, um dessen Wiege die christliche Welt an diesem Tage sich sammelt, war von Herolden im Prophetenmantel als „Fürst des Friedens“ angemeldet. Schon in seiner äußeren Erscheinungsform, in Kindesgestalt, wie jedes Kind ein lebendes Bild harmlosen Friedens, war es mehr noch in seinem inneren Wesen, als Gottmituns, die leibhaftige Friedensurkunde zwischen Himmel und Erde. An seinem Geburtstag war der Janustempel am Fuße des Kapitols geschlossen, zum äußeren Zeichen, daß endlich einmal Waffenstillstand im römischen Reich eingetreten war. Und seitdem stimmen die Engel, so oft dieser Geburtstag sich jährt, immer wieder ihre Harfen und immer wieder singen sie da capo durch die Welt: Friede den Menschen auf Erden!

Ende August 1914, als der feindliche Aufmarsch gegen die Vogesen vor der Wehrmacht des bayrischen Kronprinzen zusammenbrach wie ein Koloss auf tönernen Füßen, dachte manch einer laut oder leise: Bis heuer die Weihnachtsgel die Gloria singen, singen die Deutschen ihr Vik-

toria. Die Besonnenen freilich wußten, daß der Anfang noch nicht das Ende war, und der Gang der Ereignisse hat das weiterblickende Königswort vom 21. August bestätigt: „Wir haben noch große Kämpfe vor uns.“ Ein Weltkrieg in dieser Frontlinie wird nicht von kurzer Hand mit einem cäsarischen *veni vidi vici* (ich kam, sah, siegte) erledigt. Ein Sieg, der leichten Kaufes einem Volke zufiele, würde nicht hoch genug gewertet und nicht ernst genug ertragen. Erst an den Schrecken und Wunden des Krieges erwacht das volle Bewußtsein vom Glück des Friedens und die Bürgschaft, daß sein Zukunftswechsel nicht so bald wieder verfallt.

So kommt Weihnachten und immer noch steht die Welt im Zeichen von Blut und Eisen. Und immer noch ist die Hand des Herrn über die Völker ausgestreckt. Hier das Friedenslied der Engel, dort der Kriegeschrei der Engländer. Hier die Wiege von Bethlehem mit ihrem zarten und freudenreichen Geheimnis, dort das Massengrab des Krieges mit seinem rauhen und tränenreichen Hintergrund! Hier das Jubel- lied der Kinder „Stille Nacht, heilige Nacht“, dort aus Männerkehlen „Die Wacht am Rhein“ als täglicher Fahneneschwur! Hier der Gruß an das Leben, dort der Gruß an den Tod, und

am Ende wird gar, wie im letzten Burenkrieg, die Stille des heiligen Abends von einem nächtlichen Überfall unterbrochen.

Weihnachten wird in weiten und gerade in den nachdenkenden Volkskreisen die alte qualvolle Rätselfrage von neuem aufrollen: Wie ist es überhaupt möglich, daß 1900 Jahre nach Christi Geburt, nach einer 1900jährigen Friedensarbeit der christlichen Religion, christliche Völker mit solchem Kriegszorn gegeneinander zu Felde ziehen? Die Geburtsstunde des Friedensfürsten, der im gleichen Atemzug „Gottheld“ und „Vater der Zukunft“ betitelt wurde, war doch zugleich die Geburtsstunde eines Friedensreiches, in dem die Sonne nicht mehr untergehen sollte (Jf 9, 6). Ist also ein Feldzug und gar ein Weltkrieg nicht eine Fehlentwicklung der christlichen Kultur, nicht eine Heidenlast im Christentum? Die Nacht von Bethlehem und die Wacht am Rhein, wie reimt sich das zusammen?

Es ist wahr, im Buche der Bücher wird der Weltfriede als Weltlage nach dem Herzen Gottes und die allgemeine Waffenruhe als Mitgift des neuen Gottesreiches in Aussicht gestellt. In Aussicht gestellt! Also Erbteil der Zukunft, Friede von morgen, nicht Alltagsfriede von heute. In Tagen schwerer Kriegsnot

flüchteten sich die Männer geöffneten Auges in die goldene Zukunft: Dann wird Jahwe Sebaoth selber die internationalen Streitfälle als Schiedsrichter friedlich ausgleichen, dann werden die Völker „ihre Schwerter in Pflugscharen umschmieden und ihre Lanzen in Sicheln, dann wird nicht mehr Volk wider Volk das Schwert ziehen, und nicht mehr wird man sich einüben zum Kampfe“ (Jf 2, 4). An den Segnungen dieses Völkerfriedens wird die gesamte Naturwelt teilhaben, sogar das Tierreich, wo der Kampf ums Dasein am wildesten tobt und das Zahn- und Klauenrecht des Stärkeren am schroffsten vertreten wird. Dann werden die früheren Todseinde, Wolf und Lamm, die wilden Tiere der Steppe und die zahmen der Hürde, in paradiesischem Frieden beieinander rasten und weiden (Jf 11, 6—8). Auch auf einem babylonischen Steinbild haben Löwe und Antilope Frieden und Freundschaft geschlossen, ein Beweis, daß der Traum vom Weltfrieden geistiges Gemeingut der vorderasiatischen Völker auch außerhalb der Bibel war. Ein Psalmsänger läßt den Herrn der Heerscharen mit höchst-eigenen Händen die Bogen und andern Kriegswaffen zerbrechen und ins Feuer werfen und in majestätisch feierlicher Form den Völkern

die Treuga Dei, den Gottesfrieden, verkünden (Pfl 45, 10—11).

Die Sprache und noch mehr der Zusammenhang lassen keinen Zweifel darüber, daß diese biblischen Gedichte vom Allerweltsfrieden sogenannte Apokalypsen sind, das heißt prophetische Scheinverfer in die Zukunft des Gottesreiches bis hinab in dessen Feierabend. Auch nach der gesegneten Stunde von Bethlehem ist der ewige Völkerriede noch nicht sofort Gegenwartsgut. Nicht eine Gabe, die der christlichen Welt fix und fertig beschert wird; vielmehr eine Aufgabe, an deren Lösung die Jahrhunderte in beharrlicher Friedensarbeit, im Notfall auch mit dem harten Werkzeug des Krieges, schanzten müssen. Eine Fehlentwicklung der christlichen Kultur wäre der Krieg, wenn er militaristisch und martialisch als Normalzustand und als Endziel der Weltgeschichte, nicht mehr militärisch und biblisch als Durchgangszustand und als Mittel zum Frieden aufgefaßt würde. Nießches Jünger beten es tatsächlich vereinzelt dem Meister nach: Die Weihnachtsbotschaft „Frieden den Menschen auf Erden“ müsse umgelautet werden in „Krieg auf Erden“. Wir wissen, daß die stufenmäßige Entwicklung, nach der Senfbaumparabel auch ein Gesetz der christ-

lichen Weltgeschichte, auf den Frieden hinauszielt. Dieses Gesetz geht seinen ehernen Jahrhundertsschritt, schenkt aber nicht in der neunten Stunde, was erst die Christgabe der elften Stunde sein soll. Kriege werden also sein, solange Disteln und Dornen auf Erden wachsen und Schlangen im Staube kriechen. Solange Wolf und Lamm nicht Frieden schließen, werden auch von Zeit zu Zeit immer wieder Völker wie Kampfhähne einander gegenüberstehen, ohne das Bibelwort vom Völkerfrieden Lüge zu strafen. Die Stunde ist noch nicht gekommen, in der die Völker ihre Schwerter in Pflugscharen und ihre Lanzen in Sicheln umschmieden; vorerst singen sie noch mit dem Münchener Dichter Lingg: „Wir gehen nicht hinter dem Pflug einher, wir pflügen die Länder mit unserem Speer.“ Andere Ideale des Evangeliums gewinnen auch nur schrittweise Boden. Der häusliche Friede, der Burgfriede in den Gemeinden sind von viel weniger Köpfen abhängig als der Weltfriede und als Dauerbesitz auch noch nicht überall zu Hause. Der religiöse Friede im Volksleben ist noch mehr im Geiste des Evangeliums als der politische Friede im Völkerleben, und doch sind auch hier noch nicht alle Waffen ins Feuer geworfen, noch nicht alle Janustempel geschlossen.

Klagen wir also nicht zu laut, wenn der politische Weltfriede noch nicht weihnachtet.

Weltfriede wäre die Weltlage nach dem Herzen des Christentums, aber nicht als Friedhofsfriede um jeden Preis. Unter den Wertgütern des Völkerlebens gibt es Grundwerte, die ein Volk nicht preisgeben kann, ohne sich selber preiszugeben: die Wahrheit oder wenigstens den Willen zur Wahrheit, das Recht oder wenigstens den Willen zum Recht, Ehre und Freiheit oder wenigstens den Willen zur Ehre und Freiheit. Das sind absolute Werte, ohne die ein Kulturvolk nicht leben kann, — Werte, „die uns kein Teufel raubt und kein Tyrannentrug uns kürzet“. Zur Wahrung dieser Wertgüter müssen gegebenenfalls andere Nationalgüter, die an sich auch als Dauerbesitz wertvoll sind, geopfert werden: Gold und Eisen und andere Umsatzware, Leben und Eigentum der Bürger, die Werke der Technik, im äußersten Notfall sogar der nationale Friede. Die Völker können ohne ewigen Frieden, nicht aber ohne Treu' und Glauben, ohne Recht und Freiheit leben. Es ist ein herrliches Psalmwort (84, 11): Gerechtigkeit und Friede umarmen sich. Der Friede kann nur die Gerechtigkeit, nicht das Unrecht um-

armen. Ein Friede, der durch Umarmung des Unrechts gerettet würde, wäre schlimmer als der Krieg, wäre ein Friedhofsfriede an den Gräbern höherer Güter, ein moralisches Harikiri des nationalen Lebens.

In meinen Augen ist die Frage „Warum die Welt bis heute noch kein Paradies des Friedens“ das kleinere Rätsel des Krieges. Das größere Rätsel ist mir die andere Frage: Warum ist die Welt 1900 Jahre nach der ersten Weihenacht noch kein Paradies der Wahrheit? Mit der Wahrheit wird in diesem Krieg ein frevelhaftes Spiel getrieben. Diese jetzt aktenmäßig bewiesene Unterseepolitik geheimer Kriegsverträge, diese doppelzüngige Ruffenart in widerlicher Vermengung mit dem heiligen Gottesnamen, diese planmäßige Irreführung des neutralen Auslands durch eine gewissenlose Weltkorrespondenz, diese bewußte Geschichtsfälschung und Entstellung oder Verschleierung deutscher Erfolge, dieses Unterschlagen von Depeschen und Mißbrauchen der Genfer Flagge, diese Frevel an der Wahrheit sind die wehereichsten Wunden und längsten Verlustlisten, sind der eigentliche Leichengeruch und Friedhof des Krieges. Die Lügen des Krieges schreien lauter zum Himmel als sein Wundenblut.

Weltfriede ist die Weltlage nach dem Herzen des Christentums, aber nicht als Scheinfriede. Ein Zustand, der den Namen hat, er sei Friede, in Wirklichkeit aber ein maskierter Krieg ist, zerreibt auf die Dauer die Völker mehr als ein ehrlicher Krieg. Der Scheinfriede ist kein Friede, so wenig der Scheinheilige ein Heiliger ist. Falsche Propheten reden dem Volke von Frieden vor, und es ist kein Friede (Ez 13, 10). Weihnachten wird ungestüme Sehnsucht nach dem Frieden wecken, hoffentlich aber nicht nach einem Frieden, der mühsam auf Krücken geht, auf halbjährige Kündigung geschlossen wird und gerade so lange dauert, bis die andern auch „Zweiundvierziger“ gewalzt und gegossen haben. Wenn dieser Krieg mit einem ehrlichen und dauerhaften Frieden abschließt, hat er trotz seiner furchtbaren Opfer an Blut und Gut ein Weihnachtswerk geschaffen.

Das tiefere Erfassen des Friedens ist nicht die einzige Kriegsgabe auf der Linie des Weihnachtsgedankens. Abgesehen davon, daß der Friedenshymnus der heiligen Nacht durch den herodianischen Kindermord eine stark betonte Kriegsnote und ein kriegerisches Nachspiel erhält, zeigt das Bild vom Tage selber eine ganz feldmäßige Umrahmung: Ausmarsch aus der Hei-

mat auf Befehl des römischen Kaisers, Notstandquartier auf fremder Scholle in einem Karawanenhof bei der harten Futterkrippe, kalte Erdwand ohne Tisch und Stuhl, ohne Bett und Kamin, — just wie bei unsern Feldgrauen im Schützengraben. Damit wird das Heldentum des Opfergeistes, „die heldenmäßige Form des Daseins“ als Wiegegebote der neuen Religion verkündet. Starke Völker werden nur unter starken Opfern großgezogen, und die größten Helden wurzeln im harten Boden der Abhärtung. Der Krieg hat unser Volk aus dem warmen Nest weichlicher Opferscheu aufgerüttelt und besonders die junge Garde, die den Kriegsseggen in die Zukunft tragen soll, vor die rechte Schmiede feuerfester Heldenart geführt. Dem Bequemen entsagen, das Unbequeme ertragen, das ist Geist vom Geiste von Bethlehem.

Der Krieg hat das Fastengebot erlassen, haushälterisch mit dem Brotkorn umzugehen. Nicht als ob das Hungergespennst bereits an den Grenzen stünde! Die Daheimgebliebenen sollen aber an dem kleinen Fastenopfer wenigstens in Bezug auf die Qualität einen täglichen Denkkettel haben für ihre Pflichten gegenüber dem Volksganzen. Damit kommt auch das Schwarz-

brot gegenüber dem Kuchen wie auch das Wasser gegenüber dem Alkohol wieder zu Ehren. Wir lernen die Gabe Gottes wieder schätzen und die vierte Bitte tiefer bedenken. Auch das ist Geist vom Geiste von Bethlehem, dessen Name „Brot-
haus“ bedeutet.

Der Krieg wird ungezählte Kinder zu Waisen machen und die Waisenspflege vor neue Aufgaben stellen. Die religiös gestimmte Waisenkinderpflege aber hält die Augen auf das Weihnachtskind gerichtet und fühlt sich um jenes Kindes willen den Kindern verbunden. Sich entselbsten im Dienste der verwaisten Kinder, — wieder Geist vom Geiste von Bethlehem.

Der Krieg hat die Familien von ihren Söhnen und Vätern und Brüdern getrennt und doch wieder seelisch genähert. Auch solche, die in Zeiten räumlichen Zusammenseins einander innerlich entfremdet waren, haben sich als Blut vom gleichen Blut und als Geist vom gleichen Geist wieder erkannt. Die meisten Menschen wissen eben einen Besitz erst beim Verlust, die Heimat erst in der Fremde, die Wohlthat des Familienlebens erst beim Abschied zu schätzen. Am Weihnachtstag vollends, dem höchsten Feiertag des christlichen Familienlebens, wird das Heimdenken der im Felde Stehenden und das

Sinausdenken der Daheimgebliebenen tiefer als jemals in die Seele schneiden. Gerade dadurch wird der Krieg dem Familienleben außer den schweren Wunden, die er ihm schlägt, auch ein heilsames Gefunden bringen. Das fünfjährige Kind des Wehrmanns, das in seinen Brief ans Christkind schreiben läßt: „Bring mir nichts als meinen Papa“, war nie mehr das Kind seines Vaters als in diesem Augenblick. Der Tunichtgut, der die Eltern brieflich aus dem Felde um Verzeihung bittet, bevor er mit den todgeweihten Drahtscherern vorgeht, meldet die geistige Heimkehr eines im Frieden verlorenen Sohnes heim. Der Schwerverwundete im Lazarett, der beim schmerzlichen Verbandwechsel nicht mit der Wimper zuckt, dagegen nur mit tiefer Ergriffenheit dem einsamen heiligen Abend entgegenfieht, war seiner Familie nie näher gestanden als jetzt in der Trennung. So werden viele durch den Krieg die Liebe zu Heimat und Herd neu erobern, die tieferliegenden Quellen der seelischen Weihe des Familienlebens neu entdecken. Darin liegt ein Weihnachtssegens des Krieges, eine Bethlehemsnade.

Wir haben dem Ernste der Stunde Rechnung getragen und an den sonst üblichen Christgeschenken gespart, um den Brüdern im Felde,

in der Marine, in den Lazaretten wenigstens zu einem feldmäßigen Christabend zu verhelfen. Die meisten Vereine haben zugunsten der Kriegerfürsorge und Kriegerfamilienfürsorge das Vereinsfest unter dem Christbaum heuer abgefagt. Auch in den Familien wird die Freude des heiligen Abends abgetönt, mancherorts aus Trauer oder Sorge ganz totgeschwiegen werden. Und doch darf der 25. Dezember als religiöser Feiertag nicht ohne Sang und Klang vorüber schleichen. Weihnachten ist gerade im Kriegsjahr ein Bote des Herrn und hält für die Welt in Waffen eine besondere Christbescherung an Licht und Kraft und Trost bereit. Die Sterne der Weihnacht strahlen neues Licht über die Rätsel des Krieges und neue Kraft zum Tragen seiner Lasten. Große Feste haben große Gnaden, und große Gnaden schaffen zusammen mit dem guten Willen große Helden.